

Susan Schwartz

Der Atem der Unsterblichkeit

Roman

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Die Einschrumpffolie – zum Schutz vor Verschmutzung –
ist aus umweltverträglichem und recyclingfähigem PE-Material.

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2010 by Pabel-Moewig Verlag GmbH, Rastatt
Redaktion: Sabine Kropp / Klaus N. Frick
Reihenkonzept: Susan Schwartz
Einbandgestaltung: Herbert Ahnen, animagic, Bielefeld
Illustration: Dirk Schulz
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2010
Buch-Nr.
www.derclub.de

Prolog

Im Antwortzauber

Draußen im Land lagerten die Heere und bereiteten sich auf den Ansturm der feindlichen Truppen vor. Der sterbende Baum ruhte; er hatte sich tief in sich selbst zurückgezogen, um auf die letzte Auseinandersetzung zu warten und Kräfte zu sammeln. Auch seine Bewohner verhielten sich ungewöhnlich ruhig, trotz des jungen Tages.

Die Stille lastete am schwersten im leeren Raum zwischen den beiden Wesen, die wenige Schritt voreinander standen. Die Vögel saßen reglos im Geäst und wagten keinen Pieps. Selbst das Tageslicht schien am Fensterahmen zu zögern, bevor es sich schwach schimmernd hereinwagte.

»Du warst es?«, wiederholte Rian fassungslos. Sie konnte es einfach nicht glauben, musste es noch einmal hören. »Du hast den Bann über meine Jungfräulichkeit gelegt?«

»Das sagte ich bereits«, antwortete der Getreue.

»Aber ... warum?«

»Um dich zu schützen, Rhiannon.«

Wenn das die Wahrheit war, hätte sie noch eine weitere Frage in ihren Antwortzauber legen müssen. Wieso gerade *er*? Aber sie wusste, dass sie darauf keine Auskunft erhalten würde.

»Du hast eine seltsame Art, jemanden zu schützen«, stieß sie hervor. »Hast du vergessen, dass du mich in Paris beinahe krankenhaureif geschlagen hast?«

»Du hast mich in die Weichteile getreten«, erwiderte er. »Das schätze ich nicht besonders. Und ich bin kein angenehmer oder umgänglicher Mann, selbst wenn ich jemanden schütze.«

Sie rieb sich die Nasenwurzel mit dem Zeigefinger. »Hast ... hast du mich deswegen von Tara fortgebracht?«

»Ja. Deine Lebenskraft wurde dir dort genommen. Du musst nun hierbleiben, wo deine Wurzeln sind. Es ist wichtig, für uns alle.«

»Und welche Wahrheiten gibt es noch?«, fragte die Prinzessin.

»Du wirst es bald erfahren, Rhiannon. Nur ein wenig Geduld. Ich muss nun weiter.«

Das konnte sie sehen. Der Getreue war ihr in seiner Geistergestalt erschienen, die nun leicht zu flackern begann. Rians Antwortzauber hatte den Verhüllten hergezungen, aber seinem Körper den Zutritt nicht erlaubt. Er durfte lediglich antworten, sonst nichts.

»Ja, und ich weiß auch, wohin«, sagte sie. »Aber freu dich nicht zu früh! Nadja und die anderen sind dir auf den Fersen. Sie werden dich finden, wo du auch bist, und deine finsternen Pläne vereiteln!«

»Eben deswegen muss ich weiter. Endlich hatte ich euch alle versammelt und dort, wo ihr hingehört – und schon macht ihr euch wieder aus dem Staub. Euch zu hüten ist schlimmer als einen Sack Flöhe! Und ich weiß, wovon ich rede.« Er deutete auf den Eingang zum Raum nebenan. »Sorge gut für Talamh. Behalte ihn stets in deiner Nähe. Ich hole den Rest deiner törichten Familie zurück, und dann beenden wir das.«

Ihr schauderte es. »Was hast du vor?«

»Was getan werden muss. Gehorche, Rhiannon, und niemandem wird etwas geschehen.«

Ein eiskalter Hauch umwehte Rian, dann war sie allein. Schwermütig ging sie zum Fenster und sah hinaus. Kein Vogel sang mehr draußen.

1 Wodka, Tee und Zucker

Manche Leute sagen, man habe den nördlichsten Punkt der Welt erreicht, wenn der aus der Pfeife ausgestoßene Rauch gefriert. Wenn Land und Meer nur noch Eis sind, voneinander ununterscheidbar.

Dort oder zumindest fast dort – kalt genug war es jedenfalls dafür –, stand eine Siedlung, die sich verfroren gegen die arktischen Winde stemmte, und zwischen die windschiefen Häuser drängte sich Schutz suchend eine Bar. Die Männer, die sich in ihr aufhielten, hatten große rote Hände und grobporige Gesichter, wilde Haare und Bärte. Ihre Augen zeigten stets einen misstrauisch lauernden Ausdruck, und ihren Lippen entstrangen sich nur selten Worte.

Die Luft in der Bar war dick wie ein Vorhang und stank wie eine Gerberei. Nach Rauch, Küchenfett, nassen Pelzmänteln, die in der Nähe des Kamins hingen, und klammen Wollpullovern. Die Männer standen an der Theke oder saßen an den wenigen kleinen Tischen. Alle trugen fast dieselben schweren, dick gefütterten Stiefel, gepolsterte Hosen, Hosenträger über dicken Baumwollhemden, darüber Pullover, und Wollmützen auf dem Kopf. Sie tranken heißen und kalten Alkohol in rauen Mengen, obwohl der in dieser Höhe fast mit Gold aufgewogen wurde, aßen fermentierten Fisch und vor Fett triefende, frittierte Kartoffelstreifen. Dazwischen rauchten sie undefinierbares Kraut, entweder in der Pfeife oder selbst gerollt.

Ein Mann saß allein an einem Tisch. Er war eindeutig der Jüngste im Raum, von langer, schmaler Gestalt und

feiner Haut, mit glatten, langen dunklen Haaren und großen, lebhaften Augen. Niemand redete mit ihm; seit Stunden saß er vor seinem Bierkrug, den er zur Hälfte geleert hatte. Nun konzentrierte er sich darauf, ihn auf magische Weise wieder zu füllen. Zumindest hatte es den Anschein, da er ununterbrochen darauf stierte.

Es kam erst Bewegung in ihn, als sich hörbar die Tür öffnete und schloss und kurz darauf ein weiterer Mann durch den Spalt der zugezogenen dicken Vorhänge im Windfang hereinschlüpfte. Der Fremde nahm die Pelzmütze ab, klopfte den Schnee aus, wofür er sich strafende Blicke einfing, und hängte daraufhin hastig Pelzmantel und Mütze an die übervolle Garderobe. Schüchtern stampfte er nahe dem Eingang, wo sich ohnehin eine Pfütze geschmolzenen Schnees gesammelt hatte, die Eiskruste von seinen Stiefeln und steuerte anschließend auf den Tisch mit dem jungen Mann zu. Niemand wunderte sich darüber, denn der Neuankömmling war von ähnlicher Statur und in ähnlichem Alter, nur dass er helles Haar und einen schmalen Bart hatte. Er war ein Fremder wie der andere, und beide gehörten definitiv nicht an diesen Ort. Niemand, der hier lebte, sah aus wie sie. Also hatten sie nichts in der Gesellschaft der Einheimischen verloren, das machten die kritischen Blicke der übrigen Anwesenden sehr deutlich.

»Herr Wirt, ein Bier, wenn ich bitten darf!«, rief der Hellhaarige quer durch den Raum und lächelte beglückt, weil seine Stimme sich ihren Weg durch die dicke Luftwand bahnen konnte. Während er sich lässig auf den Stuhl gegenüber dem Dunkelhaarigen fallen ließ, zog er seine Fäustlinge aus und warf sie auf die Tischplatte.

Bis das Bier kam, sprachen die beiden kein Wort. Insofern beruhigten sich die übrigen Anwesenden wieder. Die zwei Gestalten wussten offensichtlich, was sich gehörte, also wandte sich der Rest der Zecher wieder der

Diskussion über das Tagesgeschehen oder anderen Beschäftigungen zu.

Der Hellhaarige trank einen tiefen Zug, setzte den Krug ab und wischte sich den Schaum von den Lippen.

»Spyridon.«

»Yevgenji«, sagte der Dunkelhaarige. Sie sahen sich kurz in die Augen.

Damit war die Begrüßung beendet, und die beiden widmeten sich wieder ihrem Bier. Spyridon insofern, als er sein vorheriges Ritual des Starrens fortsetzte, und Yevgenji, indem er den Krug leerte.

»Also ist es so weit«, eröffnete Letzterer anschließend die Unterhaltung.

»Mhm.«

»Wirst du gehen?«

»Der Ruf ereilte auch mich.« Spyridon gab es auf, den Krug ergebnislos anzustarren, und lehnte sich zurück.

»Ich bin bereit.«

»Du und wer noch?«, fragte Yevgenji spöttisch.

»Ich und fünfhundert.«

»Ich hab tausend.«

»Weißwölfe?«

»Oh.«

»Sag schon, wen hast du?«

Yevgenji zuckte die Achseln. »Gemischt. Ein paar Vulkanspringer sind auch dabei.«

»Verstehe.« Spyridon schob den Krug hin und her.

Der Wirt brachte unaufgefordert zwei neue Krüge und nahm die anderen beiden mit. Die Stille zwischen den jung aussehenden Fremdlingen drückte inzwischen selbst die Luft im Raum nieder. Die übrigen Männer rückten näher zusammen, und Sorge furchte ihre Gesichter.

Yevgenji brach schließlich das Schweigen. »Und ...« Es fiel ihm schwer weiterzusprechen, als habe er nicht genug Luft zum Atmen. Spyridon half ihm nicht. »Welche ... Fahne?«

Ein dunkles Licht entzündete sich in Spyridons Augen. »Tara«, antwortete er knapp.

Yevgenji schloss die Lider. »Ich ahnte es.«

»Scheint unser Schicksal zu sein.« Spyridon verzog spöttisch die Mundwinkel.

Yevgenji beugte sich über den Tisch, schien nach Spyridons Hand greifen zu wollen. Dabei rutschte der Ärmel zurück und gab den Blick auf ein schmales Band an seinem Handgelenk frei, das wie Leder aussah, aber seltsam schimmerte. »Ich bitte dich«, sagte er leise. »Dazu dürfen wir es nicht kommen lassen.«

»Welche Wahl haben wir?« Spyridon legte seinen Arm neben Yevgenjis. Auch er trug ein solches Band.

»Jede, Spyridon.«

»Nun gut, dann wähle Tara.«

»Das wäre die falsche Wahl.«

»Siehst du?«

Yevgenji zuckte zurück, als habe er sich verbrannt. »Wo sind unsere Ideale geblieben, Spyridon?«, flüsterte er.

Der Dunkelhaarige legte den Kopf in den Nacken und breitete die Arme aus. »Hier?« Sein Blick kehrte zu dem Hellhaarigen zurück, hielt dessen Blick fest; seine Augenbrauen zogen sich zusammen. »Ich will zurück, Yevgenji.«

»Das will ich auch.« Yevgenjis Gesicht nahm einen flehenden Ausdruck an. »Lass es uns gemeinsam tun!«

»Gemeinsam?«, rief Spyridon bitter. Er merkte, dass die übrigen Anwesenden erschrocken zusammenfuhren, und winkte beruhigend ab. »Trinkt! Diese Runde geht auf mich.«

Das ließen sie sich nicht zweimal sagen. Auf einmal wurden alle sehr geschwätzig und drängelten sich an die Theke, um ihre Wünsche zu äußern.

»Es gibt kein Gemeinsam, Yevgenji«, fuhr Spyridon fort, sobald sie wieder ungestört waren. »Das Kalte Reich Zyma ist groß, und dennoch haben wir dort keinen Platz

gefunden. Nun sind wir hier ... Wie lange schon? Проклят (verflucht), ich bin schon fast Mensch geworden! Das wäre sogar noch zu ertragen. Aber die Kälte, an die werde ich mich nie gewöhnen. In Zyma ist das Licht kalt, jedoch voller Glanz, und der zarte Pulverschnee ist purer Diamant. Wir betten uns auf Wolkenfedern, trinken Eisbier und Tauhonigwein, wir jagen den Kufemelch und die Schneeschuhsau ... und das leidenschaftliche Feuer unserer Wollust zündet die Nordlichter an!«

Die beiden starrten sich nach diesen pathetischen Worten fassungslos an. Dann brachen sie in Tränen aus, wehklagten und schluchzten und stimmten zuletzt einen Trauergesang an. Die Männer am Tresen merkten es nicht, weil sie viel lautere Trinklieder grölten.

Das Bier wurde auf ex geleert, sonst liefen sie Gefahr, wegen der vielen verflossenen Tränen zu vertrocknen. Eine Flasche Wodka folgte hinterdrein, um das vom Leid halb erstarrte Blut wieder aufzuwärmen.

»Ich will heim, Spyridon!«, erklärte Yevgenji schließlich und hob das Glas.

»Ich auch, Yevgenji!«, stimmte Spyridon innig zu und stieß klirrend an.

Die Gläser warfen sie hinter sich und die leere Flasche in Richtung Tresen. Der Wirt duckte sich gerade noch rechtzeitig und fluchte laut, als es klirrte und schepperte. Die beiden Fremden sprangen auf und fielen sich in die Arme, klopfen sich gegenseitig auf die Schultern und schluchzten herzerreißend. Ihre Armbänder glühten dabei rot auf. Noch immer schniefend, schwankten sie dann Arm in Arm zur Garderobe, halfen sich gegenseitig in die Mäntel, sorgten jeder beim anderen für den korrekten Sitz der Mütze und stolperten auf den Ausgang zu.

»Ich mach Chihuahuas aus deinen Weißwölfen«, schwor Yevgenji beim Abschied.

»Und ich Brunnenpinkler aus deinen Vulkanspringern«, versprach Spyridon.

Er schubste den Hellhaarigen durch den Vorhang und wurde gleich darauf selbst hindurchgerissen. Die Tür knallte zu.

»Täusche ich mich, oder hat keiner von denen bezahlt?«, stellte der Wirt ernüchtert fest. Lärm und Musik um ihn herum erstarben plötzlich.

»Was waren das überhaupt für welche?«, rief einer.

»Jede Wette, dass die von *drüben* kamen«, vermutete ein anderer brummend. »Es geht nicht mehr mit rechten Dingen zu! Schaut euch den Himmel an, so einen gab's noch nie, und seltsame Gestalten ziehen durchs Land. Manchmal schau ich durch mein Fenster und seh da draußen was, das es da gar nicht geben kann. Nicht die Gegend, die ich kenne, sondern was ganz anderes, Fremdes ... Und wenn ich dann vor die Tür renn, ist alles vertraut.«

Einige nickten zustimmend, wussten von weiteren seltsamen Vorkommnissen zu berichten. Dem Wirt war das alles egal; er tobte vor Zorn wegen der Zechpreller.

»Mach dir keine Sorgen, Aljosha, ich komm schon dafür auf«, erklang da eine raue, voluminöse Stimme.

Einige Männer sprangen erschrocken zur Seite. Keiner von ihnen hatte den Mann bemerkt, der mitten unter ihnen stand und den sie mit sich zechen ließen, obwohl sie ihn gar nicht kannten. Ein dritter Fremder! Dieser war ungewöhnlich groß von Gestalt und schwer, unterschied sich im Aussehen kaum von den grobschlächtigen Kerlen der Region; nur seine Augen waren anders. Sie schienen blau zu sein, doch etwas anderes lag noch in ihnen, was einen zwang, schnell wegzusehen.

»Und wer bist du?«, fuhr der Wirt ihn an.

»Ich bin Rustam«, antwortete der Mann. Haare und Bart waren von wildem Wuchs und rotbraun, und seine Augenbrauen waren zu kleinen Zöpfchen geflochten. Er

warf dem Wirt eine funkelnde Münze zu. »Das ist ein Krügerrand«, sagte er. »Kennst du die?«

Viele Augenpaare wurden aufgerissen, einige schienen sogar aus ihren Höhlen zu treten. Der Wirt klappte den Mund auf und zu, bevor er hervorbrachte: »P... pures Gold ...?«

»Aye, Mann. Also, worauf wartest du? Wir haben Durst!«

Daraufhin johlten die Männer, sangen und tanzten vor Begeisterung, denn das hatte es schon lange nicht mehr gegeben. Der Wirt kaute auf der Münze herum; wozu das gut sein sollte, wusste er, seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, selbst nicht. Aber er habe es so im Fernsehen gesehen, sagte er zu einem Zechenden, der sich überhaupt nicht dafür interessierte, also könne es zumindest nicht schaden. Dann schenkte er ein, und bald war die Kneipe erfüllt von fröhlichem Geschrei.

Irgendwann fand der Wirt eine Gelegenheit, näher an Rustam zu rücken, der für sich stand. »Und was waren das nun für welche, deren Zeche du übernommen hast, Rustam?«

»Heimwehkranke, die ihr Land schon zu lange entbehren«, antwortete der Mann. »Sie werden darum kämpfen, zurückkehren zu können. So, wie wir alle kämpfen werden, um Erlösung zu finden. Auf die eine oder andere Weise. Es herrscht Krieg dort draußen, und wenn du ein gläubiger Mann bist, solltest du darum beten, dass die richtige Seite gewinnt. Denn er betrifft auch dich und alle anderen, hier und überall.«

»Diese Kerle schienen innige Freunde zu sein«, bemerkte der Wirt, ohne auf seine Worte einzugehen, doch ihm sträubte sich der Bart.

»Aber nein, sie sind geschworene Todfeinde, seit jeher.« Rustam grinste breit.

»Aber ... diese Freundschaftsarmbänder ...«, versetzte der Wirt schockiert.

»Die Cairdeas? Ja, das hast du richtig erkannt. Jeder trägt ein Stück des anderen. Damit der eine weiß, wann der andere stirbt, um es nicht zu versäumen. So ist das bei uns. Wir alle haben einen ausgeprägten Hang zum Theatralischen, erst recht, wenn es in die letzte Schlacht geht.«

»Und ... wer ist daran beteiligt?«

»Alle, mein sterblicher Freund. Es ist ein Weltkrieg. *Der* Weltkrieg, um genau zu sein. Oder sollte ich sagen: *Krieg der Welten*? Ah nein, das ist selbst für meine Verhältnisse zu melodramatisch. Ich bin mehr schlichteren Gemüts, der Mann fürs Grobe.«

Das Misstrauen kehrte in die Augen des Wirtes zurück. »Und wen stellst du dar, Freundchen?«

Rustam lachte dröhnend. »Ich bin ein Riesenzwerg. Und meine Urgroßmutter war eine Trollin! Von ihr habe ich übrigens mein gutes Aussehen.« Er nahm den letzten Schluck aus der Wodkaflasche. »So! Und nun gehe auch ich. Trinkt noch, Freunde, trinkt! Es wird vielleicht das letzte Mal sein.«

Der Wirt und die Männer in der Nähe des Eingangs wichen vor dem vierschrötigen Kerl zurück, der nun eine ganz offensichtlich zuvor verborgene riesige Axt in seinem breiten Gürtel zurechtrückte – daneben hingen ein Morgenstern und eine Stachelkeule –, bevor er seinen Fellumhang mit Schwung über die Schultern warf und vorn an der Brust schloss. Dann setzte er einen pelzgefütterten gehörnten Helm auf, schloss den Kinnriemen und stampfte ohne ein weiteres Wort davon.

Lange Zeit sprach niemand in der kleinen Gaststätte. Selbst die Luft war so erschrocken, dass sie zu Boden sank und zum ersten Mal seit Eröffnung der Bar die Sicht oben klar war.

Schließlich sprach der Wirt; als Gastgeber war es seine Aufgabe, als Erster das Wort zu ergreifen. »W... was auch

immer da gerade geschehen ist und was auch immer es zu bedeuten hat – ich glaube, wir sollten jetzt einfach alle nach Hause gehen und ein stilles Gebet sprechen.«

Der erste Zecher nickte, dann die anderen. Einer nach dem anderen mummelten sie sich ein und entschwanden durch den Vorhang. Nur der Wirt blieb zurück. In seiner Hand lag der Krügerrand. Oder vielmehr das, was von ihm übrig war – eine verschrumpelte Kartoffel mit deutlichen Bissspuren.

»Elfengold«, wisperte der Wirt, und dann wurde ihm sehr kalt.

Draußen atmete Rustam tief durch. Mit wenigen Schritten, ein Erbe seiner Riesenmutter, durchmaß er südwärts die Weite des Landes und steuerte auf einen großen, dunklen Wald zu. Der Winter hatte alles fest im Griff, obwohl der Mai sich bereits in der zweiten Hälfte befand. Zumindest war es trotz der fortgeschrittenen Stunde noch hell; in der Ferne versank eine bleiche Sonne und löschte die Farben des Tages. Und ein paar Farben gab es immerhin bei Licht, hartnäckige, zähe Blüten hier und da, sowie sprießendes Gras auf geschützten schneefreien Stellen. Doch zu dieser Tageszeit wurde alles grau, und der Wald vor Rustam lag schwarz da. Mächtige Stämme ragten hoch empor. Schnee lastete schwer auf gebogenen Ästen der Tannen, Fichten und Kiefern, deren harziger Duft dem Riesenzwerg entgegenschlug, als er den Waldrand erreichte. Eichhörnchen zankten mit Kernbeißern im Geäst um die letzten Zapfensamen.

Beim ersten Schritt verschob sich die Sicht leicht, doch die Umgebung änderte sich kaum. Sie blieb genauso kalt und starr, das Licht fahl. Als Rustam den Wald betrat, hörte er die Stämme knarren und knarzen. Sie schwankten hin und her und schüttelten den Schnee von den Ästen. »Ja, habt euch nicht so«, brummte er und tätschelte

den Griff seiner Axt. »Die hier ist nicht für euch bestimmt. Sie will keine Wunden in Holz, sondern in saftiges Fleisch schlagen.«

Die Bäume schienen nicht überzeugt; immer mehr Bewegung kam in den Wald.

»Ich will nur passieren, nichts weiter!«, rief der Riesenzwerg in die Runde. »Jemandem einen Besuch abstaten, wenn ihr es mir erlaubt. Danach verlasse ich euch sofort. Ich werde nicht lagern und kein Feuer entzünden, und meine Axt bleibt im Gürtel.« Er hob die Hände. »Ich schwöre es! Weshalb ich hier bin, betrifft auch euch. Es geht uns alle an!«

Endlich beruhigten sie sich, es wurde still. Rustam konnte neugierige Blicke auf sich fühlen, die jeden seiner Schritte verfolgten. Manche stammten von Tieren, aber nicht alle diese Wesen gehörten dem Tierreich an, auch wenn sie sich von Eichhörnchen und Mardern kaum unterschieden. An einigen Stellen, wo Farne und Niederholz wuchsen, hörte er es rascheln und bemerkte huschende Bewegungen. In der Ferne sah er zwischen den Bäumen eine große, majestätische Gestalt mit weit ausladendem Geweih schreiten, die jedoch eine andere Richtung einschlug.

Den Weg kannte der Riesenzwerg nicht, aber das machte nichts. Sein Ziel konnte ohnehin nicht auf normalem Wege gefunden werden. Also schritt er schnurstracks geradeaus, so, wie er Lücken zwischen den Bäumen fand. Seine Stiefel wirbelten feinen, flockigen Schnee auf, der seine Spuren sofort wieder bedeckte. Es hatte keinen Sinn, sich orientieren zu wollen, denn überall sah es gleich aus. Spuren gab es nicht, und der Blick zum Himmel war nahezu verwehrt. Entweder gab der Wald Rustam wieder frei, oder er würde für immer in seinen Tiefen umherirren. Eingedenk seines Schwures durfte der Riesenzwerg keine Markierungen hinterlassen, wobei er ohnehin bezweifelte, dass diese bleiben würden.

Dennoch blieb Rustam frohen Mutes. Sein Ziel war klar definiert, und er würde es erreichen. Dessen war er sicher.

Sobald sich die Nacht langsam herabneigte, bemerkte Rustam eine Veränderung. Der Abstand der Bäume wurde größer, dafür kamen ihre Stämme ihm nun dicker und schwärzer vor. Sogar der Schnee zog sich zurück; es gab immer mehr freie Stellen, die von Eisröschen bewachsen waren. Doch die Gewächse hielten ihre zarten Blüten geschlossen, die Köpfchen geneigt, und kein Duft entströmte ihnen. Was einst ein zauberhafter Ort gewesen sein mochte, ruhte in Totenstille.

Genau dort stand das Haus. Mehr eine Blockhütte, die auf Stelzen ... Oder waren es Hühnerbeine? Früher hätte jeder es sofort erkannt, denn das Haus hielt normalerweise nie still. Doch nun ragte es wie erstarrt empor; Eiszapfen hingen vom Dach herunter, die Tür war geschlossen. Kein Rauch drang aus dem Kamin.

Rustam hoffte, dass sie zu Hause war, dass es sie noch gab und das Haus nicht das archaische Überbleibsel einer sehr alten Macht darstellte. Er blieb vor dem Eingang stehen und rief hinauf: »Heda! Jemand zu Hause?«

»Wer wagt es, meinen Schlaf zu stören?«, krächzte es heraus.

Der Riesenzwerg war über alles erleichtert. »Verzeih mir, Mütterchen, doch es ist wichtig.«

»Ich weiß selbst, was wichtig ist.«

»Bitte lass mich ein!«

»Ich erwarte keinen Besuch.«

»Doch nun ist er hier.« Rustam hob die Arme. »Ich bin es, Rustam, Ruslanas Sohn!«

»Der Sohn der Löwin? Sprich, wie geht es ihr?«

»Wie es uns allen geht, ehrwürdige Baba Jaga. Und deshalb bin ich hier.«

Knarzend und quietschend öffnete sich die Tür, und das hagere Gesicht einer alten Frau mit langer, spitzer, leicht gekrümmter Nase zeigte sich. »Du wirst also nicht wieder gehen?«

»Erst wenn wir miteinander gesprochen haben, Großmutter.« Rustam sprach ehrerbietig, aber nachdrücklich. Jeder kannte die Ausdauer der Riesen und Zwerge – um wie viel beharrlicher mochte sie bei einem Wesen sein, das beiden Völkern entstammte?

Baba Jaga seufzte. »So tritt denn ein, Rustam, Ruslanas Sohn, eingedenk der alten Zeiten.« Kurz darauf neigte sich das Haus knirschend und knarrend auf den Hühnerbeinen, bis Rustam über die Türschwelle steigen und eintreten konnte.

Seine Augen brauchten eine Weile, bis sie sich an das schummrige Dämmerlicht in der Hütte gewöhnten. Es gab nur einen Raum, mit einer Feuer- und Kochstelle an der rechten Wand, die einen Kaminabzug besaß. Ihr gegenüber standen hintereinander drei schmale Betten, und in der Mitte des Zimmers lag ein großer roter Teppich mit einem fußlosen Tisch darauf und vier Kissen darum. An der linken Wand waren an Haken, Ständern und einem Regal Haushaltsutensilien, Werkzeuge und jede Menge Fläschchen, Krüge und Töpfe allerlei merkwürdigen Inhalts untergebracht.

Ein Bett war zerwühlt, die mit weißen Laken ausgeschlagene Decke lag halb auf dem Boden. Aus dem zweiten Bett erhob sich soeben eine Frau mittleren Alters. Sie trug ein kariertes Nachthemd, legte sich ein Schultertuch mit langen Fransen um und ging dann zur Kochstelle, wo sie prompt niederkniete und anfang, ein Feuer zu entzünden.

In der Hütte war es ein wenig kühl, aber durchaus erträglich. Die Luft roch nach altem Holz und getrockneten Kräutern.

Rustam zog noch am Eingang Jacke und Stiefel aus

und ließ beides bei der Tür liegen, zusammen mit seinem Waffengürtel. In dicken Socken schlurfte er über die mächtigen Holzdielen auf den Teppich und ließ sich behaglich auf einem Kissen nieder.

»Tee, was?«, schlug Baba Jaga, die Ältere, vor und setzte sich ihm gegenüber.

»Ja, das wäre angenehm«, nahm Rustam dankbar an. Nach dem vielen Bier und Wodka war ihm ein wenig schwummrig, und er brauchte einen klaren Verstand.

Als das Feuer brannte, wurde es schnell wärmer und auch heller in dem fensterlosen kleinen Raum. Die jüngere Schwester setzte einen Wasserkessel auf und bereitete den Samowar vor. Würziger Duft von Schwarztee, Honig und Wintergewürzen zog durch die Hütte, als sie den ersten Aufguss machte.

»So, du bist also ihr Herzblatt«, begann die Alte, zündete sich eine langstielige Pfeife an und fügte somit eine weitere Geruchsvariante hinzu. »Hätte nie gedacht, dass es dazu kommt. Und dann noch ein Zwerg! Ha! Wie heißt er gleich, dein Vater?«

»Taras«, antwortete Rustam. »Er ist groß und sehr kräftig für seine Art, und er hat meine Mutter im Ringkampf besiegt. Hat sie auf den Rücken geworfen und ihre Schultern auf den Boden gedrückt! Sie hat so brüllend gelacht, dass er seither fast taub ist.«

»Sein Gehör braucht er für gewisse Dinge ohnehin kaum.« Die Alte grinste und zwinkerte. Ihre Augen waren von sehr dunklem Blau, mit einem braunen Rand. »Ruslana ist eine Stolze. Dein Vater muss erhebliche Qualitäten besitzen, sonst gäbe es dich nicht. So, und du bist also Rustam.«

»Ja, Großmutter.«

Ein klapperndes Geräusch erklang vom Samowar, an dem die andere Frau herumhantierte und eine dampfende Flüssigkeit in drei Gläser goss. Sie sah kein einziges

Mal her, ihr Gesicht lag die ganze Zeit im Dunkel verborgen. Das Tablett mit zwei Gläsern ließ sie stehen, nahm das dritte aber mit sich in ihr Bett, in das sie sich wieder verkroch, den Rücken zum Gast gewandt.

»Der Tee.« Baba Jaga erhob sich ächzend, wobei ihre hagere Gestalt sich geschmeidiger bewegte, als Rustam vermutet hätte, und holte das Tablett. Sie stellte eine Zuckerdose aus Porzellan dazu, die die Form der Hütte hatte, sowie einen zierlichen silbernen Löffel.

Rustam bediente sich reichlich am Zucker und nahm einen vorsichtigen Schluck. »Ahh«, machte er begeistert. »Diesen Genuss hatte ich schon sehr lange nicht mehr.«

»Kein Wunder, du stinkst schon drei Meilen weit gegen den Wind nach Mensch«, sagte die Alte und nahm einen kräftigen Zug. »Wie viele Jahre hast du bei ihnen verbracht?«

»Ich weiß nicht genau. Zweihundert bestimmt, vielleicht auch mehr.«

»Warum, bei allen Eisriesen?«

»Es gefällt mir da. Der Wechsel der Jahreszeiten, das launische Wetter, der merkwürdige Sonnenverlauf und dann diese Menschen – laut und ungehobelt, böse, aber liebenswert. Jemand muss ein Auge auf sie haben.«

»Bah, diese Zeiten sind schon lange vorbei!«

»Nicht für alle, Baba Jaga. Die Welt der Menschen ist auch ein Teil von uns. Wir mögen uns getrennt haben, aber wir gehören immer noch zusammen.«

»Ich denke nicht so gut über sie.« Baba Jaga schlug mit dem Löffelchen gegen ihre Lippen. »Was haben sie nur aus mir gemacht! Eine böse Hexe. Ich!« Sie schüttelte langsam den Kopf. »Manchmal fühlte ich mich sogar geschmeichelt und erfüllte ihre Vorstellung. Warum? Ich weiß es nicht. Weil ich eitel bin, nehme ich an, und selbstgefällig. Doch das ist lange vorbei. Seit Jahrhunderten war ich nicht mehr dort.«

»Obwohl sie dich hier und da am Werk gesehen haben wollen.«

»Weder im Guten noch im Schlechten, doch es gibt Nachahmer. Die gibt es immer. Das stört mich nicht.«

Sie tranken den Tee. Baba Jaga goss nach, und auch Rustam zündete sich nun eine Pfeife an. Nachdenklich wies er auf das dritte Bett, das schneeweiß und unberührt war. »Wo ist ...«

»Meine kleine Schwester?« Baba Jaga stieß einen bitteren Laut aus. »Sie starb.«

»Aber ... ihr besitzt doch ...«

»Das Wasser des Lebens und des Todes, ja. Bist du deswegen hier?«

Rustam nickte. »Ich hoffte, etwas davon mitnehmen zu können. Ein wenig nur ...«

»Du hoffst vergebens.« Baba Jaga winkte ab. »Ich kann dir eine ganze Flasche mitgeben, doch es wird dir nichts helfen. Der Krug speist sich aus dem Quell der Unsterblichkeit.«

Rustams Augenbrauenzöpfe zitterten. »Und als er versiegte ...«

»Versiegte auch die Kraft meines Wassers«, bestätigte die Alte. »Wir konnten unsere Schwester nicht mehr wiederbeleben. Es ist nur noch gewöhnliches Wasser, das nicht einmal besonders gut schmeckt. Immerhin leert sich der Krug nie, und das ist recht komfortabel. In meinem Alter noch Wasser zu schleppen ...« Mit dem Pfeifenstiel deutete sie auf ihre Schwester. »Seither spricht sie nicht mehr und liegt nur apathisch da, in sich selbst zurückgezogen. Dass sie vorhin aufgestanden ist, mag an ein Wunder grenzen. Wir hatten aber schon sehr lange keinen Besuch mehr.«

»Wann und warum starb die Dritte?«, flüsterte Rustam betroffen.

Baba Jaga hob die Schultern. »Das geschah ... ach ... vor deiner Geburt, Rustam. Wir haben es niemandem er-

zählt. Wir konnten nicht. Tausend Jahre mögen es inzwischen sein. Baba Jaga war im Wald draußen, Holz sammeln, da traf sie ein Blitzschlag. Aus heiterem Himmel. Und dann versiegte der Quell. Die Sterblichkeit hat auch vor uns nicht haltgemacht, mein junger Freund. Deshalb muss ich dich enttäuschen.«

Rustam verschüttete fast den Tee. »So lange schon ist es her? Und damals verließ uns die Unsterblichkeit bereits? Ich dachte, das sei erst vor kurzer Zeit geschehen ...«

»Ja, das dachte jeder. Weil es niemand so schnell bemerkte. Die Sterblichkeit hat sich heimlich und leise eingeschlichen, keiner von euch hat darauf geachtet. Erst spät wurde euch der Verlust bewusst, als nämlich die Grenzen durchlässig wurden und der Herbst Einzug hielt – oder hier in Zyma der unaufhörliche Winter, der alle Blüten schloss. So wie euch wäre es auch mir und meiner Schwester ergangen, hätten wir unsere Jüngste nicht auf so tragische Weise verlieren und erkennen müssen, dass wir ihr nicht mehr helfen konnten. Weil das Wasser seine Kraft verloren hatte.«

»Aber ... warum habt ihr es niemandem gesagt? Keinen gewarnt?«, warf der Riesenzwerg ein.

Baba Jaga warf einen kummervollen Blick zu dem zweiten Bett. Ihre Schwester lag nach wie vor mit dem Rücken zu ihnen gewandt da und rührte sich nicht. »Baba Jaga hat es nie verwunden. Ich konnte sie nicht allein lassen. So blieb alles an mir hängen, und ich sorgte dafür, dass das Leben weiterging. Was auch sonst, wie, Junge? Zudem hätte es euch nicht geholfen. Die Unsterblichkeit ist weg, so oder so. Was soll man machen?« Sie schlürfte geräuschvoll den Tee. »Ein Glück, dass du so hartnäckig warst. Es ist doch eine angenehme Abwechslung für mich, nach der langen Zeit wieder eine Unterhaltung zu führen. Ich merke jetzt erst, wie sehr ich es vermisst habe.« Sie holte die dritte Lage Tee und legte Holz nach.

Rustam saß wie erschlagen da. Alle seine Hoffnungen

waren ins Nichts verpufft. »Dann kämpfen wir, weil wir sowieso sterben müssen?«

»Wer weiß, Kindchen? Es ist Elfenart, das kann man nicht leugnen.« Baba Jaga kam um den Tisch herum, setzte sich neben den jüngeren Mann und fing an, seinen Bart zu ordnen. Sie bürstete ihn mit den Fingern und flocht ihn zu zwei starken Zöpfen, deren lange Enden sie mit zwei breiten, goldenen, mit Runen verzierten Manschetten verschloss. Das Haupthaar kämmte sie sorgfältig nach hinten und band es im Nacken mit einem schweren goldenen Reif zusammen. Zuletzt begutachtete sie die Augenbrauenzöpfe, flocht kleine Diamantsplitter hinein und nickte zufrieden. »So kannst du dich sehen lassen. Riesen haben in der Hinsicht einfach keinen Geschmack. Bist ein ansehnlicher Bursche, mein Kleiner! Wenn ich jünger wäre, könnte ich mich glatt für dich erwärmen.« Erneut warf sie einen schnellen Blick zum Bett der Schwester, doch diese rührte sich nicht.

»Hat es überhaupt einen Sinn, wenn ich gehe?«, fragte Rustam verzagt. Er hatte die Behandlung, ohne mit der Wimper zu zucken, über sich ergehen lassen. Das hatte ihm seine Mutter schon früh beigebracht: stets wohlgezogen den Frauen gegenüber zu sein.

»Hm. Du willst wohl, dass ich für dich die Runen werfe? Oder die Weberinnen nach deinem Schicksal befrage?« Baba Jaga rückte von ihm ab und musterte ihn mit funkelndem Blick. »Nur du allein kannst deine Entscheidung fällen, Rustam, niemand sonst.«

»Aber welche ist die richtige?«

»Welche Entscheidung hast du denn schon getroffen? Damit mir auch die richtige Antwort einfällt.«

Gegen seinen Willen musste Rustam grinsen. Die knochige alte Frau grinste zurück. Dann fuhr er ernst fort: »Ich habe mich entschieden, in den Krieg zu ziehen. Ich werde nicht tatenlos zusehen und abwarten, was geschieht, sondern will helfen, ein gutes Ende herbeizuführen.«

»Gut, gut.« Baba Jaga nickte und wiegte sich leicht vor und zurück. »Das ist gut.«

»Ich begegnete Yevgenji und Spyridon«, fuhr Rustam fort.

»Den Ewigen Todfeinden? Ah!«

»Es hat sich nichts geändert zwischen ihnen. Der eine wird zu Fanmór gehen, der andere zu Bandorchu.«

»Und dich zerreißt es, was?«

»Das ist mein Problem, Großmutter. Zu wem soll ich gehen? Bandorchu verspricht die Stabilisierung, und sie tut bereits alles dazu. Fanmór aber steht für die alte Ordnung. Beides ist wichtig. Wir können auf keines verzichten. Vielleicht gelingt es einem von ihnen, uns die Unsterblichkeit zurückzugeben. Aber wem? Ich will einfach nichts falsch machen.«

»Verstehe, verstehe.« Baba Jaga tippte sich mit dem langen spitzen Fingernagel ans Kinn. »Das ist wirklich fatal. Hast du denn den Eindruck, eine Seite handele falsch?«

»Nein. Ich glaube, beide wollen das Richtige tun, kann bisher allerdings nicht erkennen, dass sie auf dem verkehrten Weg sind.«

»Was zählt dann wohl mehr, Mann oder Frau?«

»Beide sind uralte Mchte.«

»Aber Bandorchu hat sich gewandelt ...«

»... weil sie ins Schattenland verbannt wurde. Und sie hat dort nicht nur überlebt, sie kehrte zurück! Das ist von großer Bedeutung.«

»Tja, ihr könntet es gelingen. Sie scheint alles möglich zu machen. Demnach solltest du dich ihr anschließen!«

Rustam schüttelte den Kopf. »So einfach ist das nicht. Fanmór hat den Frieden gebracht. Er ist ein großer Herrscher und war einst mit Göttern im Bunde. Er will erhalten. Wenn es ihm gelingt, kann er alles wiederherstellen.«

»So folge ihm!«

Rustam sah Baba Jaga flehend an.

Die verdrehte die Augen. »Du musst dich entscheiden,

andernfalls wäre dein Wunsch an mich, dich in zwei Teile zu schneiden und diese ins Feld zu schicken. Ist es das, was du willst?«

»Gewiss nicht!«

»Also was? Willst du hier sitzen bleiben, bis alles vorüber ist?«

»Bitte hilf mir. Nur du kannst es. Sag mir, wie ich die richtige Entscheidung finde.«

Baba Jaga hob die Hand. »Dein Schicksal kann ich dir nicht sagen, und das Runenwerfen ist nur was für Scharlatane. Niemand kann lesen, was da steht, nur interpretieren! Dazu brauchst du mich nicht. Es gibt keine Weissagung, kein Orakel, einfach gar nichts – allein deine Entscheidung.« Sie seufzte tief. Dann rief sie quer durch den Raum: »Schwester, wie stehst du dazu? Was glaubst du, welche Seite tut das Richtige?«

Keine Antwort. Baba Jaga wollte sich gerade wieder Rustam zuwenden, da drehte die Frau, die wie eine jüngere Ausgabe von Baba Jaga aussah, sich plötzlich um. Sie sah Rustam ernst an, blickte dann zu ihrer Schwester, hob schließlich einen Finger und hielt ihn an ihr weit geöffnetes Auge.

Rustam begriff gar nichts. Die Alte dafür umso mehr.

»Ah! Gute Idee! So machen wir es.« Baba Jaga schlug sich ans Bein. »Ja, das ist die beste Lösung.«

»Ich soll mir ein Auge ausstechen?«

»Törichter Knabe! Baba Jaga meint, du sollst es *sehen*. Dann weißt du es. Das ist ganz einfach, ohne Trick und Wahrsagerei.« Die Alte griff nach der Zuckerdose, schüttete sich eine Handvoll in die linke Hand. »Jetzt pass gut auf. Achte nur auf das, was du siehst.«

»Und was ist, wenn ich nichts sehe?«, fragte Rustam vorsichtig.

»Dann wirst du nicht gehen, denn es gibt für dich nichts zu tun. So einfach ist das, ich sagte es bereits. Die Antwort liegt vor deinen Augen, und ich mache sie dir

jetzt sichtbar. Das ist alles. Pass auf!« Mit Schwung streute Baba Jaga den Zucker über dem Tisch aus, dass er wie ein feiner Vorhang herabfiel, dessen süße Körnchen im Feuerschein aufblitzten.

Rustam sah angestrengt darauf, befürchtete schon, es würde schiefgehen, doch dann ... *sah* er tatsächlich etwas.

»Das ist ein Leuchten, ein Schimmern ...«, flüsterte er.

»Ja, der Widerschein des Feuers.« Die Alte winkte ab.

»Nein ...« Das Abbild von dem, was er sah, spiegelte sich in seinen Augen. Er wusste es. »Es ist ein Licht in ... in einem Baum ...«

»Dann ist das dein Weg, dorthin musst du«, sagte Baba Jaga mit plötzlich klangvoller Stimme.

Um Rustam herum verschwamm alles, wurde dunkel. Nur noch von ferne hörte er ihre letzten Worte: »Nun geh aber, Junge. Ich werde nicht jünger und habe noch eine Menge zu tun. Ich kann nicht den ganzen Tag mit einem Kerl schäkern, der noch grün hinter den Ohren ist. Was würden denn die Leute sagen?«

Und mit einem unsanften Plumps landete er im Schnee.

Rustam rappelte sich auf und rieb sich die Augen. Die Hütte war fort. Und nicht nur das, auch die Lichtung. Und der Wald. Er war zusammen mit seinen Sachen einfach in die Menschenwelt zurückgefallen, und dort war die Nacht inzwischen hereingebrochen, und ein eiskalter Nordwind piff über eine unwirtliche Ebene im Nirgendwo.

»Also dann«, murmelte der Riesenzwerg und stand auf. Er zog seine Stiefel und die Jacke wieder an, legte den Waffengürtel um und schlug den Weg nach Südwesten ein. »Zu den Crain. Der Sohn des Frühlingszwielfichts ist es, dem ich dienen werde – darauf hätte ich auch gleich kommen können.«

Aber der Tee war gut und das Gespräch mit der alten Vettel anregend gewesen. So etwas erlebte er nicht alle Tage.

2 Letzte Station

Nebel verbarg den Himmel und wallte um das Gasthaus, das auf keinem festen Grund zu stehen schien. Die Sicht war dämmrig, weder hell noch dunkel; nur die stark erleuchteten Fenster strahlten weithin, als ob ein vieläugiges Wesen auf der Lauer säße. Oben auf dem Dach standen blinkende Leuchtanzeigen in vielen verschiedenen Sprachen, Symbolen, Runen und Glyphen. Sie alle gaben denselben Hinweis: »Letzte Station vor der Grenze«.

Ein Schnauben durchdrang den Nebel, setzte sich in Echos fort. Auf unsichtbarem Wege näherte sich ein schwarzer Hengst mit kleinen Hörnern auf der Stirn. Vor dem Eingang des Gasthauses hielt er prustend an, und ein Mann stieg von ihm ab. Er war hochgewachsen und schlank, die Haut kalkweiß, lediglich ein schmaler roter Strich auf den Lippen verlieh ihm etwas Farbe. Er trug eine schwarze Lederrüstung und auf dem Rücken zwei gekreuzte Schwerter. Sein hüftlanges schwarzes Haar war oben am Kopf zu einem Knoten geschlungen, und sein strenges Gesicht mit den schmal geschnittenen holzbraunen Augen wirkte asketisch, fast ein wenig bäuerlich für einen Elfen. Seine spitzen Ohren waren schmal und lang. Der Brustpanzer wies an den Schultern das stilisierte Zeichen zweier Falkenschwingen auf.

Ein weiteres Geschöpf trottete aus dem Nebel heran, das aussah wie ein Faltenhund mit Löwenschwanz, mit viel zu großen Pfoten. »Was wollen wir denn hier?«, maulte der Shishi missmutig. »Diese Kneipe steht am Ende der Welten und sieht nicht gerade einladend aus!«

»Wie recht du hast, Kush«, sagte der Kriegerelf ruhig. »Das Gasthaus *ist* am Ende der Welten – oder vielmehr dazwischen. Unsere letzte Station, bevor wir den Boden des Schlachtfeldes betreten. Lass uns einkehren.«

»Was?« Die Falten in dem zerkrautschten Gesicht hoben sich vor Verblüffung so weit, dass aufgerissene braune Hundeaugen darunter sichtbar wurden. »Das tust du doch sonst nie?«

»Aber es ist nun einmal notwendig. Ich muss den Zugang vorbereiten, und das geht nur hier. So sind die Regeln.«

»Und ich dachte, du wolltest ein bisschen Spaß haben.« Kush schlug heftig mit dem Schwanz. »Schon gut, das war ein schlechter Scherz. Es gibt nichts, was dir Spaß machen würde. Oder? Gibt es?«

»Kusch«, sagte der Mann.

»So heiße ich.«

»Aber das sagte ich nicht.«

Der Shishi klappte beleidigt die Ohren zusammen und würdigte seinen Herrn, der soeben auf den Eingang des Gasthauses zugeht, keines Blickes mehr. Der Hengst verschwand hinter ihnen im Nebel.

Drin musste Kush erst einmal nach Atem ringen. Die Luft war aufgeheizt und prall an Gerüchen. »Ist denn hier die ganze Welt versammelt?«, rief er über das unbeschreibliche, lärmende Durcheinander hinweg.

»So ist es«, bestätigte sein Herr und ging gelassen, ohne nach links oder rechts zu schauen, auf den Tresen zu, der sich an der linken Seite befand. Um von einem Ende zum anderen zu gelangen, brauchte es sicher fünfzig Schritte. Von außen hatte das Haus gar nicht so voluminös ausgesehen, doch das Erdgeschoss war größer als eine Bahnhofshalle: Vier breite Treppen führten über eine Galerie in den ersten Stock und von dort aus noch einmal in die zweite Etage.

»Das ist ja fast wie in Tokio!«, rief Kush begeistert. Vor

seinem Abenteuer dort wäre er von dem Massenandrang, der im Inneren des Lokals herrschte, überwältigt und vielleicht auch ein wenig ängstlich gewesen. »Wenn Chiyo und Torio das nur wüssten!«

»Die haben genug damit zu tun, Tokio nicht im Schlund versinken zu lassen.« Der Kriegerelf hatte die Theke erreicht und schlug mit der flachen Hand auf das dunkel verschwitzte Holz.

Obwohl sehr viel Betrieb herrschte, eilte sofort ein geschäftiger Schankelf herbei, ein nahezu quadratisches Wesen mit vier Armen. »Wen darf ich melden, Herr?«

»General Naburo von Bóya. Die Tenna Amuyana-tudori-sa-kasa schickt mich.«

»Gewiss. Wir haben Euch erwartet. Ich hole sofort einen Sitzanweiser.«

Der Shishi zupfte an seinem weiten Hosenbein. »Haben die dich erwartet?«

»Alle werden erwartet, Kush. Und was du hier siehst, sind nur Befehlshaber und Generäle, so wie ich. Wir werden überprüft, eingetragen und erhalten die Passage für unsere Gefolgschaft.«

»Pfff. Was für ein Aufwand. Warum gehen wir nicht einfach rein, hauen die Bösen platt und gehen wieder raus?«

»Wir haben Krieg, du Tölpel, das ist der Unterschied. Und nicht einfach irgendeinen Krieg, sondern den Krieg der Anderswelt, während draußen die Grenzen zusammenstürzen und die Menschenwelt droht zu uns hereinzufallen. Nur ein fragiles Gleichgewicht verhindert momentan Schlimmeres. Also werden wir uns alle an die Regeln halten, oder wir können es vergessen.«

Der Shishi wackelte mit den Ohren. »Und wenn wir einfach wieder heimgehen?«

»Kush!« Naburo neigte sich und packte den Löwenhund im Genick. »Es wird nichts mehr da sein, begreif das doch endlich! Mit viel Glück gibt es dann noch An-

nuyn, aber nicht alle werden dorthin gelangen. Erst recht nicht die Menschen. Wir wären dazu verdammt, auf alle Ewigkeit durch den Nebel zu wandern, verloren im Nichts. Wenig erstrebenswert, vor allem in Gesellschaft der ewig nörgelnden Sterblichen.«

Der Shishi bekam noch mehr Falten und zog den Kopf ein. Einige Umstehende hatten Naburos Rede gehört und drehten sich um.

»Ist es also wahr, was man überall hört?«, fragte einer von ihnen, ein mittelgroßer Elf mit rotbrauner Haut, prächtigem Federkopfschmuck und mit durchbohrter Nase, in der ein mit Symbolen verzierter, zugespitzter Knochen steckte. Auch die großen Ohren trugen reichhaltigen, symbolträchtigen Schmuck.

»Es ist wahr, und bei uns fängt es bereits an«, bestätigte der Kriegerelf aus Bóya. »Ich habe die Ehre mit ...?«

»Oh, Verzeihung.« Der Federgeschmückte neigte kurz den Kopf. »Kriegshäuptling Huer'quéqué aus Folha, dem Reich Laubdach.«

»Sehr erfreut.«

Die anderen stellten sich als Adler-der-alles-sieht aus Noktigho, dem Zwielichtreich, und Lisandro aus Campofiero, dem Wilden Land, vor. Alle Gäste waren zumindest annähernd menschenähnlich, weder von auslender noch von verschwindender Größe.

»Noch so eine Regel«, murmelte Kush und stellte das Fell auf. Niemand nahm Anstoß an seiner Anwesenheit; er gehörte zu Naburo.

Die Gäste des Lokals pflegten einen höflichen Umgang miteinander, schließlich begegneten sich die Angehörigen anderer Völker nur sehr selten. Dementsprechend war die Neugier groß; jeder starrte die anderen Wesen ungeniert an, versuchte Gemeinsamkeiten zu erkennen und sein Gegenüber auszufragen.

Lisandro aus Campofiero war von gedrungener Gestalt, mit einer dicken Stange gerollten Tabaks im Mund

und einem großen Schnapsglas in der Hand. Er kannte viele derbe Scherze und lachte übermäßig laut. Ein unkomplizierter, genussfreudiger Mann, der sich Tara angeschlossen hatte, wie Naburo und Kush erfuhren. Adler-der-alles-sieht und Huer'quéqué hingegen hielten zu den Crain. Die ebenholzschwarze, stolze Nandi aus Swartson, dem Reich der Schwarzen Sonne, die nicht nur die Blicke der anwesenden Männer auf sich zog, machte deutlich, dass Königin Bandorchu die einzig wahre Herrscherin sei und allein die Rettung darstelle. Mehrere Frauen und Männer pflichteten ihr bei, wohingegen Huer'quéqué seinen Standpunkt entgegenhielt.

Eine Diskussion entspann sich, der Naburo und Kush gern länger gelauscht hätten, doch ein Platzanweiser kam zu ihnen, ein Lemurenelf mit langem Pinselschwanz, und führte sie quer durch den Raum zu einem freien Tisch. Während sie sich setzten, drehte sich ein Mann zu ihnen um, der sich als Aabid aus dem Morgenreich Ascharq vorstellte. Er trug einen Gesichtsschleier, der nur den Blick auf die mit Kajal umrandeten schwarzblauen Augen frei ließ. Zwischen Naburo und ihm entzündete sich sogleich ein angeregtes Gespräch, während sich von einem Nebentisch eine mit einem dünnen Gesichtsschleier verhüllte, in farbenprächtige Gewänder gekleidete Frau zu dem Shishi herabbeugte und ihn kraulte. Dabei klingelten Dutzende Armreifen eine zarte Melodie.

»Ich bin Indira, die Maharani Jangalas und Gemahlin Rabin Dranath Takurs«, sagte sie mit weicher Stimme und knuddelte den Shishi unter dem Kinn. »Und wer bist du, mein faltenreicher kleiner Freund?«

»Ich bin Kush aus Bóya«, antwortete der Löwenhund schnurrend. »Ich begleite meinen Herrn, General Naburo.«

»So seid ihr die Letzten, die eingetroffen sind«, fuhr die Frau aus dem Tiefenland fort. »Sieh dich um, Kush.

Alle sind sie gekommen. Aus den Großreichen und den vielen kleinen Königstümern, Nebenreichen und wie sie alle heißen. Eas und Puauta sind noch unentschlossen, doch die meisten haben bereits gewählt.«

Plötzlich flog die Tür auf, und ein großer Mann in schreiend bunter Kleidung und Korsarenhut stand mit unverschämtem Grinsen auf der Schwelle, die Arme in die Seiten gestemmt.

»Doch nicht die Letzten«, bemerkte Kush lakonisch. Ihm entging nicht, wie Indiras Augen aufblitzten, und das war kein Wunder. War Nandi die schönste Frau im Raum, so war dieser Korsar gewiss der schönste Mann. Und wenn Elfen einer Sache nicht widerstehen konnten, so war das Schönheit. Alle starrten den Neuankömmling unverhohlen an.

»Tausend Fässer Rum!«, rief dieser und schüttelte die schwarzen Locken. »Wo bleibt die Bedienung, spielt die Musik? Wo tanzen die Weiber? Was ist das für ein Leichenbegängnis?«

»Wer ist er?«, fragte Kush verduzt und zugleich hingerissen. Dieser Elf war entweder ein großer Aufschneider oder ein großer Kämpfer, so, wie er auftrat und bewaffnet war. Jedenfalls wirkte er sehr viel lustiger als Naburo zu seinen besten Zeiten.

»Das ist Arun, der Korsar der Sieben Stürme, Pirat der Andamanensee.« Indira seufzte sehnsüchtig.

»Ein Pirat? Ich liebe Piraten! He! Huhu!« Kush sprang, so hoch er konnte, und winkte aufgeregt mit der stämmigen Vorderpfote. »Hallo, hierher!«

Arun hörte ihn über den Lärm hinweg, da sich die anderen Elfen wieder ihren Unterhaltungen zugewandt hatten. Seine türkisfarbenen Augen blitzten auf, und er steuerte direkt auf Kush zu.

Aufgeregt lief ein Schankdiener hinter ihm her. »Aber das geht nicht, Herr, Ihr müsst Euch zuerst anmelden, und Ihr bekommt einen Tisch zugewiesen, und ...«

»Anmelden? Wie?« Arun war bereits beim Tisch angekommen und drehte sich zu dem Elfen um. »Tausend Schrumpfköpfe, ich bin Arun, genügt das nicht? Du hast mir soeben diesen Tisch hier zugewiesen, richtig? Und jetzt fahr endlich ein paar Krüge Bier und Rum auf, aber ein bisschen plötzlich! Ich und meine Freunde sind durstig!« Damit ergriff er Indiras Hand, beugte sich über sie und hauchte einen Kuss darauf. »Meine Verehrung, ehrwürdige Maharani, der Tag verliert seinen Glanz neben Euch.«

Indira bewahrte ihre Würde. »Du darfst dich setzen«, sagte sie huldvoll, entzog dem Piraten ihre Hand und wandte sich ihrem Begleiter am Tisch zu, nicht ohne Arun einen versteckten schmachtenden Blick zuzuwerfen.

Arun ließ sich auf den zweiten Stuhl an Naburos Tisch fallen und streckte schmunzelnd die Hand nach Kush aus, der seine Stirn daran rieb. »Du bist mir ja ein lustiger Faltensack.«

»Ich bin Kush, und das ist Naburo, mein Herr. Wir stammen aus Bóya.«

»Sehr erfreut. Ich bin Arun aus Jangala.« Er wandte sich Naburo zu. »Verkaufst du ihn mir? Ich wollte schon immer einen Hund.«

»Ja!«, rief Kush selig und drückte sich an Aruns Bein.

»Nein!«, antwortete Naburo streng. Er nickte seinem Tischnachbarn zu. »Entschuldigung, Aabid, wir reden nachher weiter.« Dann wandte er sich stirnrunzelnd an den Piraten, kam jedoch nicht zum Reden, weil ein volles Tablett mit Bier und Rum heranschwebte. Erst das Keuchen und Schnaufen zeigte an, dass ein Elf darunter steckte, der das schwere Servierbrett mühsam balancierte und gerade noch heil auf dem Tisch absetzte.

»Ah! Endlich! Ich bin am Verdursten.« Arun griff begeistert zu und räumte das Tablett leer.

Der Schankelf beobachtete ihn dabei verdutzt. »Aber das ...«

»Ja, das ist viel zu wenig, doch für den Moment reicht es. Willst du auch was, Kleiner? Hier, mein ernster Freund aus Bóya.« Arun hielt dem Falkenkrieger Bier und Rum hin.

Dieser lehnte dankend ab. »Ich nehme Pflaumenwein«, sagte er kühl. »Den habe ich übrigens schon lange bestellt.«

»Pfl... Was?« Arun riss die Augen auf, für einen Moment sprachlos, dann lachte er kurz auf, verstummte wieder und starrte sein Gegenüber mit halb offenem Mund an. »Das ist nicht Euer Ernst?«

»Naburo meint immer alles ernst«, murmelte Kush und streckte eine Pfote aus. »Ich nehme gern einen Rum!«

»Nichts wirst du«, fuhr ihn der Elf aus Bóya an. Er saß sehr steif und aufrecht da.

»Siehst du?«, murrte der Shishi.

»Tausend Fässer, du bist mir ja ein Spaßvogel, mein lieber Naburo.«

»Sind wir schon Freunde, dass wir uns duzen?«

»Wir sitzen vereint an einem Tisch, ich wüsste daher nicht, was wir sonst sein sollten. Außerdem will ich deinen Hund kaufen.«

»Ich sagte bereits, er ist nicht zu verkaufen.«

»Fragt mich mal jemand?«, beschwerte sich Kush.

Arun grinste und kraulte ihn im Nacken. »Hat er Flöhe? Dann muss ich was abziehen. Aber stubenrein ist er sicher, oder?«

»He!« Kush schnappte nach Aruns Hand, der sie lachend zurückzog.

Wenn es überhaupt möglich war, wurde Naburos Gesichtsausdruck noch strenger. »Vielleicht solltest du dir doch einen anderen Tisch suchen«, schlug er ungehalten vor.

»Geht nicht. Du hast mich soeben geduzt, damit sind wir endgültig Freunde, und es wäre sehr unhöflich, dich

einfach allein sitzen zu lassen. Zumindest, solange du deinen Pfl... Hahaha, was ist das noch mal für ein Zeug, das du bestellt hast?«

»Pflaumenwein.«

»Normalerweise Pflaumensaft«, ergänzte Kush brummend.

Naburo verdrehte die Augen und hob eine Hand. »Gibt es eine Möglichkeit, diese Situation nicht noch peinlicher geraten zu lassen?«

Arun, der sich auf dem Stuhl lümmelte und die langen Beine ausgestreckt hatte, schüttete soeben das zweite Bier in sich hinein und griff nach dem dritten Glas Rum. »Ich amüsiere mich königlich, mein Bester. Dabei hatte ich schon befürchtet, es wäre schrecklich förmlich hier und langweilig.« Dabei warf er einen schiefen Blick auf den stocksteif dasitzenden Elfen aus Bóya.

»Der Anlass erfordert angemessenes Verhalten«, sagte Naburo stolz.

Der Pflaumenwein kam. Bevor Naburo danach greifen konnte, schnappte Arun sich das Glas, schnüffelte daran und reichte es dann kichernd an Naburo weiter. Der nahm das Glas indigniert und stellte es so weit wie möglich von sich entfernt ab.

»Mal ganz im Ernst, Freund ...«

»General Naburo, wenn's beliebt.«

»Uh! General! Ich bitte um Verzeihung.« Arun setzte sich endlich einigermaßen ordentlich und neigte leicht den Kopf. »Unsereins hat stets Probleme mit militärischer Obrigkeit.«

Naburo musterte ihn abweisend. »Das kann ich mir denken.«

Arun stützte den Ellbogen auf den Tisch und schmiegte seine Wange in die Hand. »Wie fischt es sich denn in euren Gewässern?«

»An Piratenköpfen halten wir stets reiche Ernte«, antwortete Naburo.

Der Korsar lachte schallend und streichelte Kush. »Dein Herrchen hat ja doch Humor! Du solltest ihm noch eine Chance geben.« Er winkte einem Schankdiener. »He! Sake für meinen Freund, heiß und stark!«

Naburo zog leicht eine Braue hoch. »Du kennst ... Sake?«

»Ich kenne alles, was besoffen macht.« Arun sah sich um. »Mal ehrlich, General, hättest du das erwartet? Ich zähle vierzig ... sechzig ... Ah, das müssen über achtzig Reiche sein, die hier vertreten sind!«

»Einhundertvierzig«, korrigierte Naburo. »Und es sind annähernd achthundert Elfen anwesend, ohne Personal.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe sie gezählt.«

Arun musterte den General mit neuem Respekt. »Während du dich mit dem Morgenländischen unterhalten hast? In der kurzen Zeit?«

»Mhm. Woher weißt du, dass ich noch nicht lange hier bin?«

»Ich sah dich ankommen.«

Der Sake wurde gebracht, und Naburo stieß mit Arun an. Dann erlaubte er Kush, ein Bier zu trinken.

Arun hatte sein Glas gerade geleert, als ein langer, sehr schmaler Elf mit Backenbart und Brille an ihrem Tisch erschien. Er trug eine lange Feder und eine Rolle Pergament in der Hand und hatte sich einen speckigen Lederbeutel über die Schulter gehängt.

»Ich muss Euch erfassen«, sagte er. »Ich bin Lucien, der Archivar. Wenn wir die Formalitäten erledigt haben, könnt Ihr direkt starten.«

»Das ist gut«, sagte Naburo erfreut.

»Schön, schön.« Lucien nahm auf dem letzten Stuhl Platz und entrollte das Pergament. »General Naburo aus Bóya und Shishi Kush?«

»Das ist korrekt.«

»Sprecht Ihr für die Streitkräfte der Tenna?«

»Ja, ich habe den Oberbefehl und uneingeschränkte Handlungsvollmacht. Ich führe zweitausend Mann mit mir. Plus Pferde, Kriegszeug und so weiter.«

Arun pffte leise durch die Zähne. Lucien zückte die Feder und notierte.

»Ziel?«

»Crain.«

Der Pirat zuckte zusammen und starrte Naburo verdattert an.

»Was überrascht dich so?«, fragte der Falkenkrieger daraufhin.

»Na ja, ich dachte ... Ich glaubte ...«

Zu Lucien gewandt, fuhr Naburo fort: »Die Tenna und Hochkönig Fanmór sind seit langer Zeit Verbündete. Sie erwidert einen Gefallen, den er ihr vor Kurzem erwies.«

Lucien schrieb aufmerksam mit. »Hat er den Gefallen persönlich erwiesen?«

»Nein, sondern durch Nadja Oreso, die Mutter des Sohnes des Frühlingszwielfichts. Ich bin dieser Frau persönlich verpflichtet.«

Der Archivar nickte und steckte die Feder hinter das dünne, lange Ohr. »Hervorragend. Das genügt vollauf.« Er öffnete den Lederbeutel und holte einen grünen Kristall hervor. »Passage erteilt.«

»Ich hab da 'ne Frage«, sagte Kush dazwischen.

»Sprich offen«, forderte Lucien ihn auf und zog dabei eine lächelnde Miene, als ahne er schon, was der Shishi wissen wollte.

»Wir könnten dir die Hucke volllügen«, fuhr Kush fort. »Ich meine, wir sind Elfen. Wie kannst du herausfinden, dass es stimmt, was wir sagen?«

»Ganz einfach: In meiner Gegenwart kann keiner lügen. Warum wurde ich wohl damit beauftragt und bin

Archivar?« Lucien grinste, und die Brille wackelte auf seiner schmalen Nase.

Kush kratzte sich hinter dem Ohr. »Klingt einleuchtend.«

»Und das funktioniert narrensicher?«, fragte Arun.

»In diesem Haus existiert kein Elfenzauber außer meinem. Es ist absolut neutral, und kein Reich hat in ihm mehr Bedeutung als ein anderes. Solche Orte sind für Anlässe wie diesen unverzichtbar.«

»Wohl wahr. Deswegen herrscht hier auch so gute Stimmung, was?«

Lucien wandte sich dem Piraten zu. »Nun zu dir.« Er entrollte das Pergament und fuhr mit dem Finger nach unten, bis er stoppte. »Ah, hier. Arun von der Andamanensee, Korsar der Sieben Stürme.«

»Bekenne mich schuldig.«

»Welche Streitkräfte unterstehen dir?«

Arun hüstelte verlegen. »Äh, ja, Streitkräfte. Da wäre meine Mannschaft«, murmelte er. »Dreißig oder mehr Mann, ich hab sie nicht genau gezählt. Ach ja, und mein Schiff. Es ist übrigens brandneu, hat gerade die Jungfernfahrt hinter sich. Die *Cyria Rani*.« Er machte eine kurze Pause, und als niemand eine Frage stellte, übersetzte er unaufgefordert: »*Vogelkönigin*.«

Lucien verzog keine Miene, ebenso Naburo.

»Ziel?«

»Crain.«

Nun war es an Naburo, Arun erstaunt anzusehen.

Der Pirat grinste vergnügt. »Überraschung!«

»Grund?«

»Rhiannon, Prinzessin der Crain. Ich stelle mich in ihre Dienste.«

»Warum?«

Arun rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her. Die Befragung war ihm sichtlich unangenehm, noch dazu, da er mit der Wahrheit herausrücken musste. »Ich glaube,

dass sie meine Erlösung ist. Und ... ich, äh ... Sie ... ist meine ...Wie sagt ihr ... *preyasi?*«

»Angebetete.« Lucien war völlig ungerührt, Naburo und Kush allerdings das pure Gegenteil.

Der Pirat schob den Hut tief in die Stirn. »Ja, das kommt hin.«

Lucien nickte und führte die Feder mit Schwung. Dann steckte er sie wieder hinter das Ohr, griff in den Beutel und förderte einen weiteren grünen Kristall zutage. »Passage erteilt.« Danach stand er auf und verneigte sich vor den beiden Männern. »Meine Herren, es war mir ein Vergnügen. Ich wünsche noch einen angenehmen Aufenthalt und eine gute Reise.« Mit leichtem Stelzschritt, was bei seiner dünnen Vogelgestalt kein Wunder war, entfernte er sich.

Naburo und Kush starrten Arun immer noch an. Der Pirat entspannte sich wieder, schob den Hut zurück und lehnte sich auf seinem Sitz zurück. »Was ist, muss man hier verdursten?«, donnerte seine Stimme durch den Raum.

»Du hast also ein Schiff und höchstens ein halbes Hundert Mannschaft.«

»Aye.«

»Und ziehst in den Krieg ...«

»... für meine Prinzessin. Die ebenso Erlösung braucht wie ich. Ganz genau.« Arun deutete auf das vertrocknete schwarze Cairdeas an Naburos Handgelenk. »Ich denke, du verstehst, was ich meine.«

Zum ersten Mal zeigte sich Naburo beeindruckt. »Und deine Mannschaft macht mit?«

»Die steht unverbrüchlich zu mir und hat den Eid geschworen. Ich habe nur Freiwillige an Bord.« Arun hob den Krug. »Du bist eingeladen, komfortabel auf meinem neuen, luxuriösen Schiff mitzufahren, natürlich zusam-

men mit deinem Pferd und Kush, während deine Soldaten den herkömmlichen Weg weitergehen.«

»Soweit ich weiß, schwimmt das Baumschloss nicht im Wasser.«

»Das lass nur meine Sorge sein, Freund. Was ist: Bist du dabei?«

Kush sah seinen Herrn erwartungsvoll an, der, ohne zu zögern, nickte. »Ich bin dabei.«

»Prächtig!«

Sie gaben sich die Hand, und Kush hüpfte freudig grunzend auf und ab.

Dann deutete Arun in die Runde. Lucien ging nach wie vor von Tisch zu Tisch und nahm Daten auf. Mal verteilte er grüne Kristalle, mal rote. Es hielt sich ungefähr die Waage. Vielleicht gab es ein paar rote mehr. »Was glaubst du, wie viele werden auf dem Schlachtfeld stehen?«, fragte der Pirat.

»Dreihunderttausend, Freund Arun«, antwortete Naburo. »Und wir sollten uns besser wünschen, dass es nicht noch mehr werden.«

Der Korsar schluckte deutlich hörbar, schien jedoch nicht an Naburos Schätzung zu zweifeln. »Und was glaubst du, wie es ausgehen wird?«

»Das wissen nicht einmal die Götter«, sagte Naburo düster. »Und unser zweiter Wunsch sollte sein, dass diese sich nicht beteiligen werden.«

Huer'quéqué, Nandi und einige andere sahen den beiden Männern und dem Shishi nach, als sie das Gasthaus verließen.

»Die können es wohl gar nicht mehr erwarten, was?«, bemerkte die Elfe aus Swartson.

»Wir alle müssen an den Aufbruch denken«, sagte Adler-der-alles-sieht. Sein Blick ruhte auf Nandi. »Und an den Abschied«, murmelte er ihr zu.

Sie sah ihn zuerst erstaunt an, dann blitzte es in ihren kohlschwarzen Augen. »Oh ja, Feinde sollten einander ehren, bevor sie in die Schlacht ziehen«, gab sie raukehlig zurück. »Umso größer wird der Ruhm des Sieges.«

Hastig verabschiedeten sich die beiden Wesen von den anderen und waren plötzlich verschwunden.

Huer'quéqué zuckte die Achseln, Indira zog eine indignierte Miene, und Aabid schien nicht so recht zu wissen, wohin er schauen sollte.

»Es wird niemand mehr kommen«, sagte der Mann aus Ascharq schließlich. »Lasst uns gehen und ehrenvoll kämpfen. Möge eure Klinge scharf bleiben und euer Rücken stets geschützt.«

»Hoch!«, riefen viele Umstehende laut im Chor, und die erste Gruppe brach singend und mit erhobener Fahne auf.